

Risiken erkennen – Risiken minimieren – Stärken fördern

Haci-Halil Uslucan

Aus: Erich Marks & Wiebke Steffen (Hrsg.):
Mehr Prävention – weniger Opfer
Ausgewählte Beiträge des 18. Deutschen Präventionstages
22. und 23. April 2013 in Bielefeld
Forum Verlag Godesberg GmbH 2014, Seite 311-324

978-3-942865-27-2 (Printausgabe)
978-3-942865-28-9 (eBook)

Haci-Halil Uslucan

Risiken erkennen – Risiken minimieren – Stärken fördern

Gewaltprävention und Intervention bei Familien und Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte

I. Einleitung:

Sowohl in der öffentlich-politischen als auch in der sozialwissenschaftlichen Diskussion über Lebenslagen von Familien, Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund besetzen die Themen soziale Desintegration und Gewalt sowie Kriminalität seit langem schon eine prominente Rolle¹. Gleichwohl sie nicht die einzigen „Baustellen“ einer gelingenden Integration bilden – denn auch Fragen der ungleichen Bildungsvoraussetzungen, -chancen sowie Arbeits- und Ausbildungsplatzchancen sind nicht minder gravierend, hat die Beschäftigung mit Gewalt für Täter wie für Opfer eine unmittelbar existentielle Bedeutung; sie sind „erschütternd“ für beide Seiten; denn mit Gewalt sind stets Verletzung, Leid und Schrecken, aber auch Verzweiflung, Ohnmacht und Einsamkeit als Grunderfahrungen des Opfers sowie eine exponierte Wahrnehmung der Körperlichkeit verknüpft. Deshalb behält die effiziente Prävention von Gewalt sowie die Frage der angemessenen Intervention seine Dringlichkeit.

Fragt man sich, warum in modernen Wohlfahrtsgesellschaften Gewalt immer noch seine Virulenz nicht verloren hat, so kann hier eine Erklärung von Moffitt weiterhelfen, die eine wesentliche Motivation zur Gewalt und Delinquenz in der Jugendphase im sogenannten „maturity gap“, d.h. in der „Reifungslücke“ zwischen biologischem Alter und kognitiven Fähigkeiten der Jugendlichen einerseits sowie dem sozialen Alter und ihren Erfordernissen andererseits sieht². Studien, die den Zusammenhang zwischen psychologischem Wohlbefinden und Alter untersuchen, zeigen, dass fast in allen Bereichen des Lebens wie Familie, Arbeit, materieller Wohlstand etc. Menschen unter 30 Jahren am unzufriedensten sind, sich jedoch hinsichtlich ihrer körperlichen Gesundheit durchwegs positiver als ältere Gruppen zeigen³. Die Erfahrung sozialer Anomie, das Gefühl, den eigenen „Platz in der Gesellschaft“ noch nicht gefunden zu haben, scheint im Jugendalter am stärksten ausgeprägt zu sein. Die Adoleszenz ist für männliche wie weibliche Jugendliche häufig auch durch ein Fehlen an sozialer Einbettung, normativer Führung und klaren Verantwortlichkeiten gekennzeichnet. Delinquenz ist aus dieser Perspektive als eine Form zu verstehen, Grenzen zu testen und

¹ Vgl. Exemplarisch Tertilt, Hermann, *Turkish Power Boys*, Frankfurt/Main, 1995; Nohl, Arnd-Michael, *Jugend in der Migration: Türkische Banden und Cliques in empirischer Analyse*, Baltmannsweiler, 1996; Heitmeyer, Wilhelm/Müller, Joachim/Schröder, Helmut, *Verlockender Fundamentalismus*, Frankfurt/Main, 1997.

² Moffitt, Terrie, *Adolescence-Limited and Life-Course-Persistent Antisocial Behavior: A Developmental Taxonomy*. Washington, 1993, S. 674-701.

³ Gove, Walter R, *The effect of age and gender on deviant behavior: A biopsychosocial perspective*. Chicago, 1985, S. 115-144.

an der Welt der Erwachsenen zu partizipieren; und sie ist als Zeichen eines jugendlichen Autonomieanspruchs zu werten. Nicht zuletzt kann Gewalt an das Erlebnis der Körperlichkeit gekoppelt sein, was in einem rauschhaften Selbsterleben münden und verstärkend für weitere Gewalttaten wirken kann. Gewalt ist insofern auch eine Form der Machterfahrung, des „Tun-könnens“, der Selbstwirksamkeit; insbesondere dann, wenn Jugendliche sich durch sozialstrukturelle Bedingungen der Lebenswelt (Monotonie des Alltags, Mangel an Ausbildungsplätzen, Armut, soziale Marginalisierung) mehr und mehr ohnmächtig fühlen.

Mit Blick auf Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund zeigen die empirischen Untersuchungen eine tendenzielle Mehrbelastung dieser Gruppe, sowohl bei aktiven wie auch passiven Gewalterfahrungen (bzw. Viktimisierungen). So berichten Studien, die bereits Mitte der 90-er Jahre in Bayern durchgeführt wurden, eine stärkere Belastung von Migrantenjugendlichen⁴. Bei einer deliktspezifischen Betrachtung wird deutlich, dass bei verbalen Aggressionen und leichten Körperverletzungen Migrantenjugendliche unterrepräsentiert, bei schweren Körperverletzungen dagegen überrepräsentiert sind. Schwind und Mitarbeiter machen im Schulkontext auf den sozial- und schulpolitisch bedeutsamen Befund aufmerksam, dass der Anteil von Migrantenjugendlichen einen Einfluss auf das vorherrschende Gewaltniveau habe; so steige die Gewalttätigkeit an einer Schule erst dann, wenn der Anteil von Migranten- und Aussiedlerjugendlichen einen Schwellenwert von 30% überschreite⁵. Die intuitive Implikation dieses Befundes jedoch, sozialpolitisch für eine bessere demographische Entzerrung zu sorgen, eine Entmischung herbeizuführen und den Migrantenanteil unter 30% zu halten, ignoriert die gegenwärtige Bevölkerungsentwicklung: denn diese zeigt, dass in den meisten westdeutschen Großstädten der allgemeine Migrantenanteil, nicht nur der Jugendlichen, weit über 30% liegt und somit eine solche Quote kaum, bzw. nur punktuell erreichbar ist.

Zu etwas abweichenden Ergebnissen kommt jedoch Fuchs, der bei einer Befragung an bayerischen allgemeinbildenden und Berufsschulen mit 3609 Schülern (unter ihnen 242 nichtdeutsche Jugendliche) feststellt, dass bei den Vorfällen, die für Gewalt an bayerischen Schulen konstituierend sind bzw. am häufigsten vorkommen, und zwar bei der verbalen Gewalt, sich deutsche und Migrantenjugendliche nicht unterscheiden⁶. Gleichwohl liegen jedoch die Raten der physischen Gewalt bei Migrantenjugendlichen, bei einem allgemein niedrigen Gewaltniveau, um etwa 0.1 bis 0.2 Skalenpunkte höher als die der deutschen Jugendlichen (bei einer Skala von 0 bis 4). Weitergehende Analysen zeigen aber, dass der Einfluss des „Ausländerstatus“ auf die

⁴ Funk, Walter, Nürnberger Schüler-Studie: Gewalt an Schulen, Regensburg, 1995.

⁵ Schwind, Hans-Dieter/Roitsch, Karin/Ahlborn, Wilfried/Gielen Birgit, Gewalt in der Schule. Mainzer Schriften zur Situation von Kriminalitätsoffern, Mainz, 1995.

⁶ Fuchs, Marek, Ausländische Schüler und Gewalt an Schulen. Ergebnisse einer Lehrer- und Schülerbefragung. Weinheim und München, 1999, S. 119-136.

Gewalttätigkeit abnimmt, wenn soziodemografische Variablen (wie etwa Kontrolle des Bildungshintergrundes, Schichtmerkmale etc.) in die Varianzanalysen aufgenommen werden.

Trotz dieser Befunde ist jedoch zu unterstreichen, was manchmal in den politischen Debatten untergeht, dass die überwiegende Mehrzahl der Jugendlichen weder mit Gewalt und Devianz, noch mit anderen pathologischen Verhaltensformen auffällig wird. Zugleich ist auch bei der Frage der Vergleichbarkeit der Gewaltbelastung von deutschen und Migrantenjugendlichen vor Augen zu führen, dass ein allein auf ethnische bzw. staatsbürgerliche Unterschiede basierender Vergleich in der Regel zu einer statistischen Verzerrung und in Folge zu einer höheren Kriminalitätsbelastung von Migrantenjugendlichen führt. Denn Migrantenjugendliche rekrutieren sich überwiegend aus eher sozial schwachen Schichten, weshalb es hier zu einer Konfundierung, zu einer Überlappung, von Ethnie und Schicht kommt.⁷

Um bspw. die Gewalt deutscher und türkischer Jugendlicher angemessen vergleichen zu können, gilt es, die Migrationsbelastungen, die häufig mit geringeren Bildungschancen für Migrantenjugendliche einher gehen, mit zu berücksichtigen. Die Prävalenz sowie die Entwicklung gewalttätigen Verhaltens sind nicht unabhängig vom Bildungshintergrund, wobei der Bildungshintergrund sowohl ein Indikator für kognitive Fähigkeiten und Potenziale sowie auf künftige Chancen im Leben ist. So ist in der Forschung bereits mehrfach dokumentiert, dass gewalttätige Auseinandersetzungen häufiger in Hauptschulen auftreten und Jugendliche auf Gymnasien mit diesem Problem deutlich weniger konfrontiert sind⁸. Gleichzeitig ist eine deutlich stärkere Präsenz türkischer Jugendliche in Hauptschulen zu verzeichnen⁹.

Für Heranwachsende ist der besuchte Schultyp verbunden mit erlebter Benachteiligung und birgt schlechtere Zukunftsperspektiven und Chancen für späteres soziales Prestige, gehobenes Einkommen und vor allem Selbstverwirklichung. Auch ist im Auge zu behalten, dass türkische Jugendliche bei Eintritt in die Schule im Vergleich zu deutschen Kindern generell schwierigere Voraussetzungen für eine entsprechende schulische und soziale Entwicklung mitbringen, so etwa geringere Deutschkenntnisse haben, die sowohl auf dem eher bildungsfernen als auch auf den kulturellen Hintergrund ihrer Eltern und deren Migration zurück zu führen sind, zum Teil aber auch Traumatisierungen bzw. traumatische Kriegs- und Gewalterlebnisse aus den Herkunftsländern (so etwa aus dem Libanon, Bosnien, Ex-Jugoslawien etc.) mitbringen, die zu einer individuell deutlich höheren Gewalttoleranzschwelle führen.

⁷ Tellenbach, Silvia, Zur Kriminalität der türkischen Jugendlichen, Münster-Hamburg-Berlin-Wien-London, 1995, S. 221-231.

⁸ Babka von Gostomski, Christian, Einflussfaktoren inter- und intraethnischen Gewalthandelns bei männlichen deutschen, türkischen und Aussiedler-Jugendlichen. Weinheim, 2003, S. 399-415.

⁹ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. 6. Familienbericht. Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Berlin, 2000.

In meinen Ausführungen werde ich zunächst einige allgemeine Risiken für die Gewaltanfälligkei von Kindern und Jugendlichen benennen und diese dann noch einmal auf Migrantenjugendliche bzw. türkischstämmige Migrantenjugendliche spezifizieren.

Danach soll auf einige gewaltpräventive Maßnahmen eingegangen sowie Faktoren benannt werden, die Migrantenjugendliche vor Gewalt schützen bzw. sie in ihrer Entwicklung stärken können.

II. Risiken der Gewaltbelastung:

1. Gesellschaftliche Risiken:

Die gesellschaftlichen Entwicklungen und Rahmenbedingungen der letzten Jahre zeigen, dass insbesondere junge Migranten weit häufiger in Randgruppen aufwachsen als ihre vergleichbare deutsche Altersgruppe. Sie sind von sozialer Desintegration, was zum einen auf einer symbolischen Ebene die Auflösung verbindlicher Werte und Praktiken bedeutet (d.h. die Erfahrung, dass routinisierte eigenkulturelle Handlungsabläufe ihre soziale Gültigkeit verlieren), aber auch mit Blick auf die Bedingungen materieller Reproduktion wie etwa Ausbildungs- und den Arbeitssektor betrifft, deutlich stärker betroffen. Gerade bei türkischen Migrantenfamilien ist der letztgenannte Risikofaktor besonders auffällig: Zum einen ist bei ihnen die Arbeitslosigkeit, was in der Regel Armut und materielle Deprivation impliziert, meistens etwa doppelt so hoch wie in der westdeutschen Bevölkerung¹⁰. So konnten bspw. Pfeiffer & Wetzels bereits im Jahre 2000 zeigen, dass soziale Integration einen zuverlässigen Indikator für Verwicklungen in Gewaltdelikte bildet: Je besser die Integration erfolgte, desto geringer war die Gewalttrate unter den Migrantenjugendlichen. Eine schlechte Integration erhöhte für sie das Risiko, bei der Bewältigung ihrer spezifischen Entwicklungsaufgaben und persönlicher Krisen sich devianten Gruppen anzuschließen und somit wieder in den Strudel der Gewalt zu geraten.¹¹

Darüber hinaus lässt sich bei Migranten, und hier beziehe ich mich weitestgehend auf türkischstämmige Migranten, auch stärker von gewaltbegünstigenden herkunftskulturellen Risiken für junge Männer berichten. Darunter sind insbesondere traditionelle Männlichkeitskonzepte zu verstehen, die Maskulinität stark an Dominanz und körperliche Stärke binden und dadurch sich die Disposition zur Gewalt erhöht. Insbesondere werden diese bei sog. perzipierten Ehrkonflikten bzw. Ehrverletzungen wirksam, in denen aus der Sicht der Beteiligten nicht die Gewaltvermeidung, sondern die gewalttätige Auseinandersetzung als normativ für den Erhalt der persönlichen Identität erachtet wird.¹²

¹⁰ Vgl. Gaitanides, Stefan, Zugangsbarrieren von Migrant(inn)en zu den sozialen und psychosozialen Diensten und Strategien interkultureller Öffnung, Opladen, 2001, S. 181-194.

¹¹ Pfeiffer, Christian/Wetzels, Peter, Junge Türken als Täter und Opfer von Gewalt. Hannover, 2000.

¹² Vgl. Enzmann, Dirk/Brettfeld, Karin/Wetzels, Peter, Männlichkeitsnormen und die Kultur der Ehre. Empirische Prüfung eines theoretischen Modells zur Erklärung erhöhter Delinquenzraten jugendlicher Mig-

Ehrverletzende Beleidigungen (zumeist innerhalb des eigenen ethnischen Kontextes) werden aus der Sicht des beleidigten Mannes als Herausforderungen wahrgenommen, die unabdingbare, oft gewalttätige Entgegnungen erfordern. Diese Herausforderung nicht anzunehmen, sich dieser „Logik der Herausforderung“ und ihrer Erwiderung nicht zu stellen, ist gleichbedeutend mit einer Niederlage, mit einer symbolischen Selbstentmächtigung und dem Ausschluss aus dem Kreis der ehrenwerten Männer; in sozialpsychologischer Terminologie ein „sozialer Tod“, weil die weitere Einbindung in die bedeutsame Referenzgruppe zur Disposition steht. Verwerflich ist aus der Perspektive der Akteure also nicht primär das Unterliegen in einer gewaltsamen Auseinandersetzung, sondern vielmehr sich von vornherein dem Kampf zu entziehen. Deshalb ist ein Verständnis von Gewalt im Kontext von Ehrdelikten fast aussichtslos, wenn man diese entkoppelt von der sexuellen Identität und dem spezifischen Konzept von Männlichkeit: Ausweichmanöver, Passivität, Rückzugsstrategien, gesenkter Blick etc. sind Attribute der traditionellen Vorstellung von einer Frau. Von daher muss die Intervention gerade solche Formen von Männlichkeitsvorstellungen in der Erziehung der Jungen kritisch reflektieren und an ihrer Aufweichung arbeiten.

2. Familiäre Risiken

Jugendliches Gewaltverhalten ist, unabhängig vom Migrationskontext, stets ein multifaktoriell bedingtes Problemverhalten, wobei die Forschung recht übereinstimmend auf die hohe Bedeutung familialer Einflussfaktoren hinweist¹³. Insbesondere bei Familien türkischer Herkunft ist zu berücksichtigen, dass diese durch die Erfahrung des Kulturwechsels, möglicherweise enttäuschten Erwartungen und eingeschränkter Lebensperspektiven sowie Benachteiligungserfahrungen und Diskriminierungen in Deutschland vermehrten Stressfaktoren ausgesetzt sind, die das Risiko gewaltförmiger Interaktionen innerhalb der Familienmitglieder erhöhen. Diese Aspekte treffen vorwiegend für die Elterngeneration zu. Für sie entsteht durch die Migration eine beständige Konfrontation mit dem Wertesystem der Aufnahmegesellschaft, die vielfach zu verstärkten Bemühungen um den Erhalt eigener kultureller Werte führt und Generationenkonflikte innerhalb der eigenen Familie hervorruft, weil Kinder und Jugendliche aufgrund ihrer Sozialisation in Deutschland sich deutlicher mit der Kultur der Aufnahmegesellschaft verbunden fühlen als ihre Eltern¹⁴. Gleichzeitig werden diese Jugendlichen aber in einigen Fällen durch Ausgrenzungserfahrungen besonders frustriert, weil sie sich subjektiv dazugehörig fühlen, aber objektiv ausgeschlossen werden, so etwa in jugendspezifische Lokalitäten nicht eingelassen werden, mit diskriminierenden Bemerkungen etc. konfrontiert werden.

ranten, Köln, 2004, S. 264-287.

¹³ Vgl. Uslucan, Haci-Halil /Führer, Urs/Rademacher, Jeanne, *Jugendgewalt und familiäre Desintegration*, München, 2003, S. 281-293.

¹⁴ Vgl. Merkens, Hans, *Familiale Erziehung und Sozialisation türkischer Kinder in Deutschland*, Baltmannsweiler, 1997, S. 9-100.

Wird der Erziehungsprozess aus der Sicht der Familien bzw. der Eltern betrachtet, so stehen diese vor der Herausforderung, ihren Kindern Fertigkeiten und Kenntnisse vermitteln zu müssen, bei denen jedoch eine bruchlose soziale Tradition nicht mehr vorliegt, weil ihre Erziehungsvorstellungen von der Gemeinde kaum getragen bzw. unterstützt werden. Darüber hinaus sehen gerade Eltern der zweiten Generation sich genötigt, ihren Kindern eine (eigen-)kulturelle Sozialisation anzubieten, spüren jedoch, dass sie darin selber nicht mehr sicher bzw. Zuhause sind.

Innerhalb des familialen Kontextes stellen insbesondere für männliche Jugendliche die überhöhten, zum Teil unrealistischen, Bildungsaspirationen der Eltern¹⁵ eine weitere Frustrationsquelle dar, weil auf der einen Seite hohe Erwartungen stehen, andererseits aus dem Mangel an eigenen Kompetenzen der Eltern die Erfüllungsbedingungen, d.h. die schulischen Unterstützungsmöglichkeiten gering sind; vor allem bei türkischen Elternteilen, die im Zuge der Familienzusammenführung aus der Türkei hierher gekommen sind und häufig nur über eine fünf- bis maximal achtjährige Schulbildung verfügen. Denn erst seit einigen Jahren (seit 1998) ist in der Türkei die Schulpflicht auf 8 Jahre angehoben worden. Für die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes zeigen erziehungspsychologische Längsschnittstudien, dass zu allen Messzeitpunkten insbesondere die Schulbildung der Mutter den wichtigsten Prädiktor bildet¹⁶. Ausbleibender oder geringer Erfolg der Kinder führt dann zu Enttäuschungen auf Seiten der Eltern und psychischen Belastungen bei Kindern, die sich in aggressiven Akten nach außen oder in depressiven Verstimmungen nach innen äußern können. Vermutlich liegt diese hohe Bildungsaspiration darin, dass viele Migranteltern die diversen Wege des sozialen Aufstieges in Deutschland zu wenig kennen und qualifizierte Berufe direkt mit akademischen Abschlüssen verbinden, wie es in ihrer Heimat in der Regel auch üblich ist. Hier scheint die Intervention besonders schwierig zu sein, weil gerade durch diese hohen Ansprüche, die Eltern ihren Kindern stellen, sie auch glauben, dadurch ihren erzieherischen Aufgaben gerecht zu werden und ihrer Verantwortung nachzukommen, jedoch die Überforderung nicht sehen. Hier sollte die Intervention verstärkt dahingehend erfolgen, auch andere Wege sozialen Aufstieges in Deutschland (über Berufsausbildung, Selbstständigkeit, künstlerische, sportliche Fähigkeiten etc.) aufzuzeigen und entsprechende auch nicht-akademische Begabungen von Jugendlichen zu fördern.

¹⁵ Vgl. Nauck, Bernhard/Diefenbach, Heike, Bildungsbeteiligung von Kindern aus Familien ausländischer Herkunft. Eine methodenkritische Diskussion des Forschungsstands und eine empirische Bestandsaufnahme, Baltmannsweiler, 1997, S. 289-307.

¹⁶ Vgl. Kruse, Joachim, Erziehungsstil und kindliche Entwicklung: Wechselwirkungsprozesse im Längsschnitt, Göttingen, 2001, S. 63-83.

Nicht zuletzt bildet die Erfahrung von Gewalt im Elternhaus ein eminent bedeutsames Gewaltisiko für Jugendliche: Wird die Ätiologie der Gewalt unter entwicklungspsychologischer Perspektive betrachtet, so lässt sie sich auf die Kurzformel bringen: „Gewalt erzeugt weitere Gewalt und geschlagene Kinder werden selber zu Schlägern.“ Die Annahme ist also, dass jugendliches Gewaltverhalten in der Erziehung und Sozialisation gelernt wird, und zwar auf die Art und Weise, dass Kinder und Jugendliche ihre Eltern als Vorbilder und primäre Modelle erleben, die Konflikte mit Gewalt zu lösen versuchen und diese dann im eigenen Leben imitieren. Auch lernen Kinder dabei implizit bestimmte Muster der Konfliktaustragung und Emotionsregulierung kennen. So lernen Jungen, dass der Mann zur Not auch mit Gewalt Gehorsam und Respekt erzwingen kann; Mädchen wird bspw. über das Beobachten der erlittenen Gewalt der Mütter indirekt die Opferrolle heran getragen. Dadurch erhöht sich das Risiko, selbst später in die Rolle des Opfers zu geraten, um das mehrfache im Vergleich zu Frauen ohne massiv belastende Sozialisationserfahrungen, wie die Forschung zur intergenerationalen Transmission von Gewalt festgestellt hat.

Exemplarisch konnte bereits in den Studien der 80-er Jahre gezeigt werden, dass rund 56% der aktiv gewalttätigen Eltern selbst in ihrer Kindheit Gewalt erlitten hatten.¹⁷ Noch höher ist jedoch das Risiko, selbst in der Erziehung Gewalt anzuwenden, wenn innerhalb der Partnerschaft die Mütter selbst Gewalt erfahren. Demnach stellt das höchste Gewaltisiko für ein Kind eine reviktimisierte Mutter dar, d.h. eine, die sowohl als Kind wie auch innerhalb der Partnerschaft Gewalt erfahren hat oder erfährt.

Dann ist anzunehmen, dass viktimisierte Kinder und Jugendliche in ihrem sozialen Alltag eher die Erwartung hegen, von anderen abgelehnt oder bedroht zu werden und deuten vermutlich Handlungen im interpersonalen Bereich eher als feindselig oder provokativ, gleichwohl diese freundlich oder neutral gemeint sein können. Neben der verzerrten Wahrnehmung der Situation glauben sie dann, der vermeintlichen Bedrohung durch Gegenangriffe zuvorkommen und präventiv den Anderen schlagen zu müssen. Führen diese aggressiven Selbstbehauptungen zum Erfolg, können sie als Verstärker für weiteres aggressives Verhalten dienen.

Bezogen auf Migrationskontexte lässt sich festhalten, dass die intergenerative Transmission von Werthaltungen und erzieherischen Praktiken in Migrantenfamilien in der Regel stärker als bei anderen einheimischen Familien ausfällt; sie tendieren auch in der Fremde eher zu Beibehaltung eines „familiären Kerns“. So gibt es Befunde, die zeigen, dass bspw. die Familie in der türkischen Kultur im Allgemeinen eine höhere sozial integrierende und einbindende Funktion hat als in deutschen Familien, indem sowohl Autoritätsstrukturen als auch emotionale Verbundenheit der Familienmitglieder stärker betont werden¹⁸. Insofern scheint das Risiko für Migrantenkinder, selbst

¹⁷ Vgl. Wetzels, Peter, Gewalterfahrungen in der frühen Kindheit, Hannover, 1997, S. 104.

¹⁸ Vgl. Kagıtcıbası, Cigdem/Sunar, Diane, Familie und Sozialisation in der Türkei, Stuttgart, 1997, S. 145-161.

Opfer von Gewalt in der Familie zu werden, wesentlich höher als für deutsche Kinder zu sein, gerade wenn die eigenen Eltern wiederum von ihren Eltern Gewalt erfahren haben. Diese Annahmen wurden von uns in einer empirischen Studie in Berlin geprüft¹⁹.

Im Einzelnen ließ sich dabei feststellen, dass türkische Mütter gegenüber ihren jugendlichen Kindern häufiger Gewalt in der Erziehung anwendeten, wenn sie in ihrer eigenen Kindheit Gewalt vom eigenen Vater erfahren haben. Entsprechend zeigte sich dies auch bei türkischen Vätern. Darüber hinaus wurde überprüft, inwieweit die Integration türkischer Eltern jugendliche Gewalt vorhersagen und die Weitergabe von elterlicher auf jugendliche Gewalt moderieren kann. Hier konnte in den statistischen Analysen festgestellt werden, dass die Transmission mütterlicher Gewalt auf jugendliche Gewalt deutlich von der Integration der Mutter abhängig ist. Die väterliche Integration hingegen moderierte die Transmission von väterlicher auf jugendliche Gewalt nicht; d.h. für die Frage, wie weit in der Erziehung dem Kind gegenüber körperliche Strafen verhängt wurden, hing – neben der eigenen Gewalterfahrung der Mutter – davon ab, wie ihnen die Integration in Deutschland gelingt. Je besser den türkischen Müttern die Integration gelingt, desto weniger reagieren sie bei Konflikten in der Mutter-Kind-Beziehung mit körperlicher Bestrafung, was noch einmal die eminent bedeutsame Stellung insbesondere der mütterlichen Integration auch für Gewaltpräventionszwecke aufzeigt.

Für die familiäre Intervention bedeutet das, dass der Fokus nicht nur auf die Förderung und Integration von Migrantenkindern allein zu richten ist, sondern besonders die Integration der Mütter zu fördern ist. Insbesondere führt eine Verbesserung der eigenen kognitiven Fähigkeiten der Mutter dazu, das Kind effektiver fördern und unterstützen zu können. Auch die Aneignung erzieherischen Wissens fällt dann den Müttern leichter.

Des Weiteren werden in der Forschung insbesondere jugendliche Mütter als eine Hochrisikogruppe eingeschätzt. Sie verfügen vielfach nur über eingeschränkte Erziehungs- und Pflegequalitäten. Im Vergleich mit älteren Müttern haben sie weniger Kenntnisse über das Entwicklungstempo der Kinder und über die Entwicklungsangemessenheit kindlicher Verhaltensweisen. Ferner neigen sie eher zu Erziehungseinstellungen, die Strafen bevorzugen und sind im Umgang mit ihrem Säugling und Kleinkind weniger feinfühlig²⁰. Gerade wenn Eltern selber noch Teenager und bedürftig sind, zugleich aber sensibel sein sollen für kindliche Bedürfnisse, fühlen sie sich mit dieser Entwicklungsaufgabe häufig überfordert. Von früher Mutterschaft als

¹⁹ Mayer, Simone/Fuhrer, Urs/Uslucan, Haci-Halil, Akkulturation und intergenerationale Transmission von Gewalt in Familien türkischer Herkunft. München, 2005, S. 168-185.

²⁰ Vgl. Ziegenhain, Ute/Derksen, Bärbel/Dreisörner, Ruth, Frühe Förderung von Resilienz bei jungen Müttern und ihren Säuglingen, Göttingen, 2004, S. 226-234.

Risikofaktor sind insbesondere Migrantinnen, v.a. türkische Mütter, deutlich stärker betroffen. Nicht selten ist in Beratungs- und Therapiekontexten zu erleben, dass junge Frauen, die auch in Deutschland den ländlichen Traditionen folgend, mit knapp 18 Jahren geheiratet haben (oder verheiratet wurden) und im Alter von 20 bis 25 Jahren zwei und mehr Kinder zu versorgen haben. Vor diesem Hintergrund ist bei der Beratung von Migranteneltern eine tiefer gehende Aufklärung über die Risiken der Frühverheiratung und der frühen Schwangerschaften – sowohl für die Mutter wie für das Kind - vonnöten.

3. Persönlich-biografische Gewaltrisiken

Forschungen zu Jugendentwicklungen weisen das Alter als den stärksten Prädiktor für die Aufrechterhaltung von devianten Verhaltensweisen aus; das Alter, ab wann bspw. eine kriminelle Tat begangen wird („age of onset of antisocial behavior“), ist ein relativ zuverlässiger Hinweis für eine spätere adulte kriminelle Belastung²¹. Ein früher Beginn geht mit einer erhöhten Gewalt- und Delinquenzrate einher. Die meisten Formen der Devianz, wie etwa Diebstahl, Raub, Vandalismus und Gewalt hören vielfach mit Anfang 20 Jahren, spätestens aber mit Anfang 30 Jahren, auf. Gleichwohl männliche Jugendliche deutlich stärker in diese Formen der Delinquenz involviert sind, gilt dieser Alterstrend für beide Geschlechter²². Was den Höhepunkt der Gewalthandlungen betrifft, so ist die Forschung hier eher uneinheitlich: einigen Studien zufolge liegt sie im Alter von 17 Jahren, andere beobachten das „Peak“ in der Altersphase von 15 Jahren.²³ Dabei kann die häufig mit Sorge vorgetragene „Verjüngung“ der Delinquenzbelastung sowohl als ein sozialpolitisches Signal, aber auch als eine „günstige Botschaft“ gedeutet werden, weil nämlich dann eher zu erwarten ist, dass diese Jugendlichen vermutlich am Beginn einer „delinquenten Karriere“ stehen und erzieherische Bemühungen eher einen Erfolg zeitigen werden, wogegen bei älteren Delinquenten Fehlentwicklungen bereits stärker verfestigt sein könnten.

Andere Forscher haben bei der Entwicklung des aggressiven Verhaltens Frühstarter von Spätstartern unterschieden, wobei das Alter von 14 Jahren als „Marker“ zugrunde gelegt wurde²⁴. Präzisierend ist hierbei hinzuzufügen, dass nicht die physikalische Variable Alter als ursächlich angenommen wird, sondern die in der Regel mit dem Alter einhergehenden psychischen Veränderungs- und Entwicklungsprozesse.

²¹ Vgl. Farrington, David/Loeber,Rolf/ Elliott, Delbert/ Hawkins, J. David/ Kandel, Denise/ Klein, Malcolm/ McCord, Joan/Rowe, David/Tremblay, Richard, *Advancing knowledge about the onset of delinquency and crime*. New York, 1990, S. 283-342.

²² Vgl. Gove, Walter R, *The effect of age and gender on deviant behavior: A biopsychosocial perspective*. Chicago, 1985, S. 115-144.

²³ Vgl. Moffitt, Terrie, *Adolescence-Limited and Life-Course-Persistent Antisocial Behavior: A Developmental Taxonomy*. Washington, 1993, S. 674-701.

²⁴ Vgl. Piquero, Alex/Chung, He Len, *On the Relationships Between Gender, Early Onset, and the Seriousness of Offending*. Amsterdam, 2001, S. 189-206.

Damit in engem Zusammenhang hat sich in der Gewaltforschung die von Moffitt (1993) vorgeschlagene Taxonomie in „adolescence-limited antisocial behaviour“ und „life-course-persistent antisocial behaviour“ durchgesetzt. Diese beiden Gruppen zeigen markante Unterscheidungen, sowohl was die Ätiologie, als auch den Verlauf, die Prognose und die Behandlung von Gewalthandlungen betrifft.

In einigen Studien wurden kleinere neurologische Defizite bereits kurz nach der Geburt bei Personen beobachtet, die später einer erhöhten Gewaltbelastung und antisozialem Verhalten ausgesetzt waren. Der Zusammenhang von neurobiologischer Verletzung und antisozialem Verhalten ist relativ stabil und wird häufig berichtet.²⁵ Individuelle Variationen in der Hirntätigkeit können gewaltrelevante Faktoren wie Temperament und Impulskontrolle (Erregbarkeit), aber auch natürliche kognitive Fähigkeiten wie bspw. das Argumentieren etc. beeinflussen. Kinder mit schwierigem Temperament widersetzen sich häufiger und intensiver elterlichen Erziehungsbemühungen, was die Eltern wiederum aus Resignation und Überforderung gewaltgeneigt macht.

Auch werden Kinder mit geringer Impulskontrolle von Gleichaltrigen wie auch von Erwachsenen eher abgelehnt, u.a. auch wegen ihrer unvorhersagbaren aggressiven Impulsdurchbrüche. Diese Kinder erwarten im Laufe der Entwicklung viel häufiger Ablehnung und entwickeln mehr und mehr eine feindselige Persönlichkeit, nehmen andere eher als Drohung wahr und wenden in einigen Fällen selber „vorsorglich“ Gewalt an. Dadurch entgehen ihnen aber auch immer wieder Chancen, konventionelle soziale Fertigkeiten zu erlernen. Es finden reziproke Interaktionen zwischen Persönlichkeitsmerkmalen (traits) und den Umweltreaktionen statt. Vielfach schaffen sie es nicht, langandauernde, durch Loyalitäten gekennzeichnete Freundschaften zu unterhalten. Sie sind, im Gegensatz bspw. zu den „adolescence-limited“ (denen, die nur in der Jugendphase sich devianten Cliques anschließen), eher bereit, auch allein kriminelle Straftaten zu verüben.

Hier liegt für Migrantenkinder und –jugendliche insofern ein Risiko, als dass diese neurologischen Störungen aufgrund von Zugangsbarrieren zu Experten, sprachlichen Schwierigkeiten etc. noch seltener von den Eltern bzw. den Professionellen erkannt werden und statt dessen vielfach eher eine kulturalistische Deutung erfahren; d.h. sie werden eher einem „heissblütigem Temperament“ von Südländern bzw. ihrem hohem Aktivierungsniveau zugeschrieben, jedoch nicht als eine (behandlungsbedürftige) Störung der Impulskontrolle betrachtet.

²⁵ Vgl. Moffitt, Terrie, *Adolescence-Limited and Life-Course-Persistent Antisocial Behavior: A Developmental Taxonomy*. Washington, 1993, S. 674-701.

III. Prävention und Intervention

Für den pädagogischen Alltag sind neben Erklärungen der stärkeren Gewaltbelastung von Migrantenjugendlichen auch Ansätze erforderlich, die Antworten auf die Frage geben, welche Ressourcen bzw. welche Resilienzfaktoren Migrantenjugendliche haben, die sie vor gewaltförmigen Kontexten schützen könnten. Denn Gewalt und Aggression von Jugendlichen sind zu verstehen als ein dynamisches Zusammenspiel von Risiken und den ihnen entgegenstehenden Ressourcen²⁶.

Generell sind Interventionsprogramme dann effektiv, wenn es sich bei ihnen um gezielte pädagogische Hilfen für eine bestimmte Risikogruppe handelt und sie mit Blick auf delinquente Entwicklungen möglichst im frühen Kindesalter einsetzen. Darüber hinaus ist, was die Gewaltprävention betrifft - ähnlich der Unterscheidung in der Kriminologie - auf Präventionsmaßnahmen, die gewaltunspezifisch sind, wie etwa Verbesserung der sozialen Bedingungen von Migranten, Verbesserung der Erziehungskompetenz der Eltern etc. und der spezifisch problemorientierten, direkt gewaltrelevante Aspekte, bspw. direktes Training von sozialen Kompetenzen, Interventionen der Normverdeutlichung etc. hinzuweisen²⁷.

Präventions- bzw. Interventionsansätze:

1. Erziehungskompetenzen

Wenngleich eine unspezifische Maßnahme, so zeigt doch die pädagogische Praxis, dass über die Verbesserung der Erziehungsqualität der Eltern gewaltpräventive Wirkungen erzielt werden können. So ist bspw. in erzieherischen Kontexten indiziert, Kindern sehr früh schon zu Selbstwirksamkeit, zu einem Gefühl der Kontrolle über das eigene Leben, zu verhelfen. Insbesondere kann das durch einen systematischen Einbezug des Kindes in Entscheidungsprozesse und durch die Verantwortungsübernahme des Kindes gefördert werden. Hier gilt es bspw., Migranteneltern die Bedeutung des Einbezuges eines Kindes in familiäre Entscheidungsprozesse zu verdeutlichen und bei ihnen die zum Teil vorherrschende traditionelle Haltung „Es ist doch noch ein Kind“ bzw. die stark ausgeprägte permissive Erziehung sowie die geringe Selbstständigkeitserwartung in der frühen Kindheit mit Hinblick auf dessen nonoptimale Folgen für das Kind zu thematisieren und langfristig zu überwinden. Die Erfahrungen des Autors hierbei sind, dass bspw. türkische und muslimische Eltern relativ aufgeschlossen und an aktiver Veränderung interessiert sind, was die Teilnahme an Erziehungsförderungen betrifft, wenn diese jedoch niedrigschwellig und in der Muttersprache angeboten werden.

Denkbar ist auch, in Beratungskontexten die hohen Bildungsaspirationen direkt in Zusammenhang mit gewaltfreier Erziehung zu stellen; denn wenn Kinder und Ju-

²⁶ Vgl. Petermann, Franz/Scheithauer, Herbert/Niebank, Kai, Entwicklungswissenschaft, Berlin/Heidelberg, 2004.

²⁷ Vgl. <http://www.uni-heidelberg.de/institute/fak2/krimi/DVJJ/Aufsaeetze/Roessner2004.pdf>.

gendliche mit Migrationshintergrund vielfach Hoffnungsträger der gescheiterten Bildungs- bzw. Berufskarriere der Eltern sind und Eltern mit diesen hohen Aspirationen die Kinder überfordern, dann sollte die Verbindung von Erziehung und Schule bzw. Schulleistungen des Kindes thematisiert werden und Migranteneltern eindringlich aufgezeigt werden, dass geschlagene Kinder häufiger auch in ihren schulischen Leistungen beeinträchtigt werden und Gewalt in der Erziehung nicht zu einer schulischen Verbesserung des Kindes führt. Dadurch wird das Risiko, dass dieses Kind in weitere Gewalthandlungen verwickelt wird, reduziert. Oft geben insbesondere türkische Eltern als Erziehungsziel für ihr Kind an, das Kind möge ein „der Gesellschaft nützlicher Mensch“ werden; an diese eigenen Erziehungsziele anknüpfend sollte Migranteneltern in Beratungskontexten verdeutlicht werden, dass gerade eine strafende Erziehung, die Angst des Kindes vor Schlägen, eher zur Ausbildung einer verschüchterten, antisozialen Persönlichkeit führt und Potenziale des Kindes erstickt. Was die hiesige Gesellschaft braucht, sind selbstbewusste, kreative Menschen. Durch Ausbildung von eher gehorsamen, autoritären Kindern hemmen sie ihre Entwicklungschancen in Schule und Beruf.

2. Sichere Bindungen

Konsens in der psychologischen Forschung besteht darüber, dass die in den ersten beiden Lebensjahren etablierte sichere Mutter-Kind Bindung eine bedeutsame Entwicklungsressource darstellt²⁸. Dieser Befund sollte in Erziehungs- und Familienberatungsstellen, Jugendämtern etc., insbesondere gegenüber Migrantenfamilien und –müttern stärker kommuniziert werden. Vielfach fehlt Migranteneltern das notwendige Wissen um Entwicklungsgesetzmäßigkeiten, Entwicklungstempo und sensible Phasen in der Entwicklung des Kindes. Denn die Auswirkungen unsicherer Bindung bleiben nicht auf die Kindheit begrenzt, sondern sind auch in der Jugendphase wirksam. Unsicher gebundene Jugendliche zeigen weniger Ich-Flexibilität, negatives Selbstkonzept, stärkere Hilflosigkeit und Feindseligkeit²⁹. Dagegen ist eine sichere Bindung im Kindesalter nicht nur eine emotional bedeutsame Ressource, sondern auch ein Entfaltungspotenzial für kognitive Ressourcen; sicher gebundene Kinder explorieren ihre Umgebung besser und zeigen höhere intellektuelle Leistungen. Auch sollte hierbei die Bindung der Eltern zu den eigenen Eltern thematisiert werden, um eventuelle Muster abträglicher Eltern-Kind-Beziehungen transparent zu machen, bspw. die erlebte Gewalt/Zuwendung der Eltern während ihrer eigenen Kindheit.

3. Gewaltprävention in der Schule

Gewaltprävention gehört zu den eminent bedeutsamen pädagogischen Aufgaben der Schule. Nicht nur Migrantenjugendliche, sondern auch deutsche Jugendliche, die

²⁸ Vgl. Scheithauer, Herbert/Petermann, Franz/Niebank, Kai, *Frühkindliche Entwicklung und Entwicklungsrisiken*, Göttingen, 2000, S. 15-38.

²⁹ Vgl. Seiffge-Krenke, Inge/Becker-Stoll, Fabienne, *Bindungsrepräsentation und Coping im Jugend- und Erwachsenenalter*, Göttingen, 2004, S. 235-247.

mit Gewaltbelastungen auffallen, weisen in der Regel gleichzeitig auch schlechte Schulleistungen auf. Hier ist, an die Befunde der pädagogischen Psychologie anknüpfend, ratsam, die Leistungen von Migrantenjugendlichen nicht nur an einer sozialen Bezugsnorm – meistens die gleichaltrige deutsche Altersgruppe in der Klasse – zu messen. Denn dann spüren sie, dass sie trotz Anstrengungen vielfach nicht die erforderlichen Leistungen bringen und sind eher geneigt, zu resignieren. Förderlicher scheint es dagegen, die individuellen Entwicklungsschritte und Verbesserungen zu berücksichtigen und diese dann zu würdigen, d.h. dem Jugendlichen zeigen, wie er sich durch eigene Anstrengung auch verbessern kann³⁰.

Darüber hinaus haben sich, was den schulischen Unterricht betrifft - neben der direkten Thematisierung von Gewalt und Gewaltfolgen im Unterricht - stärker handlungsorientierte Formen des Unterrichts (und nicht nur Frontalunterricht) als gewaltpräventiv erwiesen³¹. Diese beziehen die Jugendlichen stärker ein, ermöglichen ihnen dadurch Partizipation und in Folge dessen sind Jugendliche weniger mit Ohnmachtserfahrungen in der Schule konfrontiert. Diesen Zusammenhang gilt es von frühester Schulzeit insbesondere für Jugendliche mit Migrationshintergrund zu nutzen, damit sie in der Schule nicht nur Versagenserfahrungen machen, die sie dann mit Dominanz und Gewalt zu kompensieren versuchen, sondern auch eigene persönliche Stärken zur Geltung kommen lassen können.

Auch ist pädagogisch zu raten, Migrantenjugendliche noch stärker in verantwortungsvolle Positionen - ungeachtet möglicherweise ihrer geringeren sprachlichen Kompetenzen – einzubinden. Dann können sie sich stärker mit der Aufgabe identifizieren, die inneren Bindungen zur Schule werden gestärkt, und sie machen dadurch Erfahrungen der Nützlichkeit und der Selbstwirksamkeit.

So sind exemplarisch Schulprojekte (Buddy-projekte) wie „Großer Bruder“, „Große Schwester“, zu nennen, bei denen kompetente ältere Jugendliche Risikokindern wie etwa Kindern aus chaotischen, ungeordneten Elternhäusern, Elternhäusern mit psychischer Erkrankung der Eltern etc., zugeordnet werden und Teilverantwortungen für sie übernehmen. Diese „Brüder“ oder „Schwester“ – werden - im Gegensatz zu den Eltern, die in diesen Konstellationen nicht als Vorbilder taugen - zu positiven Rollen Vorbildern und können wünschenswerte Entwicklungen stimulieren.

4. Prävention auf der Ebene der sozialen Gemeinde

Eine effektive Kriminal- und Gewaltprävention basiert nicht zuletzt auch darauf, dass im alltäglichen Umgang mit Migranten rassistische und vorurteilsbehaftete Haltungen und diskriminierende Praktiken gegenüber Migranten bekämpft werden. Wenn bspw.

³⁰ Vgl. Rheinberg, Falko, Motivation. Stuttgart, 2006.

³¹ Vgl. Gollon, Marc, Gedanken zur präventiven Funktion handlungsorientierter Unterrichtsmethoden. München, 2003, S. 219-239.

der öffentliche Diskurs um Migration und Männlichkeit nur in einer Assoziation mit Ehrenmorden, religiösem Fanatismus und Jugendgewalt durchgeführt wird, Ängste vor einer angeblichen „Überfremdung“ geschürt werden, dann werden bestimmte Bilder verfestigt und alle anderen Lebensrealitäten und erfolgreiche, gelungene Migrationsgeschichten ausgeblendet. Wenn bestimmte Personengruppen stets die Erfahrung machen, dass sie zu den „Ausgestoßenen“ zählen, dass sie unerwünscht sind, dann kann das kaum zu einer Veränderung der missbilligten Situation beitragen, weil sie ihrerseits als „Ausgestoßene“ keinen zwingenden Grund sehen, sich zu ändern. Eher werden durch Vorurteile das Risiko der Viktimisierung von abgewerteten Gruppen erhöht, was in Folge auch deren Gewalthandeln anstachelt.

Diese Annahme wurde bspw. in der Studie von Brüß (2004) empirisch überprüft und es zeigte sich, dass eine Befürwortung sozialer Dominanz bei deutschen Jugendlichen zu einem Anstieg an aggressiven antisozialen Aktivitäten führte.³²

Gleichwohl die Interventionen für ein vorurteilsloses, nicht-diskriminierendes Miteinander von Mehrheiten und Migranten direkt für die Gewaltprävention gering sein mag, so ist sie doch als ein öffentliches Signal bedeutsam, damit latenten Rassismen keine Chance gegeben wird, bzw. Ansichten nicht bekräftigt werden, die Vorurteile und Ressentiments gegenüber Migranten andeuten oder offen aussprechen.

³² Vgl. Brüß, Joachim, Zwischen Gewaltbereitschaft und Systemvertrauen. Eine Analyse zu aggressivem antisozialem Verhalten zwischen deutschen, türkischen und Aussiedler-Jugendlichen. München, 2004, S. 200-210.

Inhalt

Vorwort 1

I. Der 18. Deutsche Präventionstag im Überblick

Deutscher Präventionstag und Veranstaltungspartner
Bielefelder Erklärung 5

Erich Marks / Karla Schmitz
Zusammenfassende Gesamtdarstellung des 18. Deutschen Präventionstages 11

Erich Marks
Der 18. Deutsche Präventionstag in Bielefeld, das gibt's doch gar nicht 35

Wiebke Steffen
Gutachten für den 18. Deutschen Präventionstag:
Mehr Prävention - weniger Opfer 51

Ralf Jäger
Kein Opfer einer Straftat darf vergessen werden 123

Pit Clausen
Prävention in Bielefeld 127

Jörg Ziercke
Zukunft der Opferhilfe 131

Rainer Strobl / Christoph Schüle / Olaf Lobermeier
Evaluation des 18. Deutschen Präventionstages 135

II. Praxisbeispiele und Forschungsberichte

Christian Pfeiffer
Parallel Justice – warum brauchen wir eine Stärkung des Opfers
in der Gesellschaft? 179

Die Entführung
Artikel aus dem DPT-Journal anlässlich des 18. Deutschen Präventionstages 207

Gisela Mayer
Was brauchen Kinder, damit sie Gewalt nicht brauchen? -
Zu den Bedingungen der Entstehung von Gewalt 209

<i>Nils Christie</i> Heilung nach den Gräueltaten	229
<i>Bettina Zietlow</i> Gewalt gegen Polizeibeamte – die Bewältigung belastender Erfahrungen	239
<i>Detlef Heyer</i> Schutz älterer Menschen vor betrügerischen Kaffeefahrten	257
<i>Daniel Lederer</i> Opfererfahrungen im fortgeschrittenen Alter	259
<i>Gesa Schirmmacher / Petra Söchting</i> Das Hilfetelefon Gewalt gegen Frauen – Prävention durch niedrigschwellige Beratung	269
<i>Susanne Wegener-Tieben</i> Das Opfertelefon des WEISSEN RING	283
<i>Gabriele Bindel-Kögel / Kari-Maria Karliczek</i> Vom Objekt zum Subjekt – Außergerichtliche Schlichtung als opferstützendes Instrument	291
<i>Jakob Tetens</i> Sekundärpräventives Gruppentraining für jugendliche Mobbingopfer	305
<i>Haci-Halil Uslucan</i> Risiken erkennen – Risiken minimieren – Stärken fördern	311
<i>Hellgard van Hüllen</i> Victim Support Europe – schnelle Hilfe im internationalen Kontext	325
<i>Claudia Gelber / Michael Walter</i> Opferbezogene Vollzugsgestaltung: Theoretische Perspektiven und Wege ihrer praktischen Umsetzung	335
<i>Lutz Klein</i> Mentoring für Straffällige: Auch ein Beitrag zum Opferschutz	349
<i>Andreas Beelmann</i> Zur Konstruktion, Entwicklung und Überprüfung von Interventions- maßnahmen: Ein Modell zur Evidenzbasierung präventiver Handlungsstrategien.	357
III Autoren	367